

Ueber den Nachtpost.

der in England seine Heimat hat, macht der österreichische Marineoffizier Heinrich Litrow mit „Neuen Wiener Tagbl.“ interessante Angaben. Litrow hält diese Gattung Sport für den genuinreichsten und leichtesten Aufsatj mit den Besen ein:

Wie fliegt sie durch die blaue Fluth, Die Nacht, so schnell und leicht, Der Wäde gleich, die pfeilschnelwind Am Meerespiegel freit.

Es giebt in England Familien, die einen großen Theil des Jahres auf solchen schwimmenden Bänken zubringen und alle Meere durchkreuzen. Wohlthätige Missionen und englische Nachten sind man in allen Welttheilen. Unbewußt geht dort auch diese Art des Reisens zu der reizen, komfortabelsten und lehrreichsten. Sie heißt, so zu sagen, sein Land, sein Heim, wie die Schnecke ihr Haus, in der ganzen Welt herumzutragen, angeführt seine Sitten, seine Gewohnheiten, seinen Gebrauchs, in aller Herren Ländern behaupten, unabhängig von fremden und schlechten Hotels, von fremden Betten und nachlässiger Bedienung, von Trinkgelbern, Paß- und Zollkassieren, eigentlich immer mit seinem eigenen Hauke zu reisen, nicht zu recht die Idee von free and independent, von Freiheit und Unabhängigkeit. Dazu gehören Nachten gewisse internationale Privilegien, besondere Auszeichnungen und Zuversicherungen in der Behandlung, die das Reisen noch angenehmer machen. Nachten sind von allen Fahrgenossen am besten von Seite des Personal, der Piloten und Booten ist ihnen geliebt.

Selbst Kriegsschiffe der eigenen oder fremden Flaggen lassen Nachten bei ihrer Ankunft in einem Hafen oder auf der Reede durch einen Offizier oder Seeliebhaber begrüßen und bieten freundlich ihre Dienste an, vielleicht selbst man am Bord der Nachten immer Standespersonen vermahnet oder Damen mittelt, oder vielleicht, weil man es zu schätzen weiß, daß man freiwillig mit den Berufsleuten die Arbeit zur See theilt, nicht reisen muß, wie ein Kriegsschiff, und nicht reist, um zu speculieren, wie ein Kaufmann. Auch durch den homogenen Uebergeruch begeistert sich ein Kriegsschiff für den freiwilligen Vordienst einer Nacht und fählt sich sympathisch angezogen. Ich erinnere mich, daß ich vor drei Jahren als Offizier von meinem Admiral auf der Reede von Beirut an Bord der Nacht des Lords Baget, die neben uns ankert hatte, abgedeutet wurde, um sie zu begrüßen. Es war nach 9 Uhr Morgens und die Bordtoilette, das Deckwaschen und Wägen, schon beendet. Als ich unter Bord ankam, trat eine Dame an das Jallretz (Bordtreppe) und als ich mich um ein Commandanten erkundigte, erwiderte sie mir: Der Commandant ist bereits an das Land gegangen — ich habe Injection.

Die schöne Freiwillige mußte somit an Bord bleiben. Während Papa und ihre beiden Schwestern sich am Lande unterhielten, mußte sie den Borddienst im Gange erhalten, Melbungen und Besuche empfangen. Gemeldet wurde man bei ihr durch den Steuermann. Die Nachtmattrosen bilden in England eine eigene Klasse; sie zeichnen sich meist durch männliche Schönheit, durch ihren Dienst, durch feine Manieren und was die Hauptsache ist, durch Nüchternheit aus. Kommt es doch zuweilen vor, daß einer oder der andere den geistigen Getränke mehr als notwendig zuipricht, und wird er etwa gar launisch oder wie der Engländer sagt: three sheets on the wind (drei Striche am Winde) gefunden, so heißt es beim ersten Male, wo das vorkommt, ganz zart: the wine hurt him (der Wein hat ihm gekleidet), bei einem zweiten Male aber wird er ausgeführt und einen Nachtdienst findet er schwerlich wieder. Wird eine Nacht abgeführt, so bleibt die Bemannung entweder auf halbem Bord oder hilft sich durch andere Arbeit so gut es geht, bis die Nacht wieder armit wird, um dann wieder Nachtdienst zu werden. Ein Nachtdienst betrachtet sich wie ein Kampfer; so verhalten sie sich, er sich nicht her und verdingt sich nicht gern auf Kaufmann. Ein solches Volk, die Elite-Mattrosencorps für tausend Nachten.

Litrow meint, daß jetzt einige österreichische Sportboten an Nachtfahrten auf der Adria Gefallen gefunden hätten. In Norddeutschland entlastet sich dieser Sport von Jahr zu Jahr mehr. Von Hamburg aus werden viele Fahrten auf der Nordsee, und von Stettin aus auf der Dnie unternommen. Seit die Eisenbahn die Meeresküste so nahe gerückt hat, fliegen Berliner zu Dänemark mit hübschen Nachten über die Wäde, wo er wohnen nur die bekannte Künstlerfamilie Koch, welche sich während der Sommerferien durch ihre Nacht von Berlin bis zu den nördlichsten Inseln Norwegens tragen läßt.

— In schaurig-eigenhümlicher Weise hat sich dieser Tage ein Leidenmörder in Gant (Belgien) sein letztes Stübchen bereitet. Er hatte sich für seine Bekleidung selbst einen Sturz gemümmert. An einem Sonntag Morgens erdachte er, auf dem Tode, legte ein großes Blatt Papier, worauf ein Todtenopfer gezeichnet war, auf den Tisch, zündete neben der Zeichnung zwei Kerzen an und stimmte dann seinen eigenen Todtengefang, sowie die Sterbegelbe an. Die Hausbewohner, welche den Mann längen hatten, fanden darin nichts Auffälliges, da der Betreffende als fetter Mann bekannt war. Nachdem er geendet, legte er sich in das eng Bretterhaus und schnitt sich die Gurgel durch. Der Tod trat sofort ein.

— Unangebrachte Sorgsamkeit. Ein Herr bedacht seinen auf der Unterwelt zu hührenden Sohn. — Sieh, da ist in auch das Cerebralschiff, welches ich Dir vorige Weihnachten schenkte habe. Aber was ist das? Gar keine Zinte in den Gläsern und die Feder nicht gebraucht? — Ja, da kannst Du mal sehen, wie sorgsam ich mit meinen Sachen umgehe!

Osterfonne.

Von Reinhold Detmann.

Der Regen fällt in Strömen und der Wind regt rauh zwischen den Häusern. Die Katzen spielen sich in dem glänzenden Asphaltplaster, und die Drohnen fliegen vor dem Bahnhofsgebäude. Lassen sie mit jener milden, kumpfen Resignation, die kein anderes Thier so herbeweglich zum Ausdruck zu bringen weiß, ihre struppigen Köpfe hängen. Es ist ein häßlicher, Mart und dem durchdringender Regen, er wird gewiß nicht im Stande sein, die lieblichen braunen Knospen aus den Büschen, mitterlich tauben Zweigen herauszulocken, und es hat wahrlich nicht den Anschein, als ob der Lenz unmittelbar vor der Thür stünde und das große, freundliche Aufsehungsfest der Christenheit.

„Der Frühling kommt mit Bräuten!“ summt der schlauke, etwas bagere junge Mann vor sich hin, welcher so eilig die Treppen zum Bahnhofsgebäude emporstürzt, obwohl er noch mehr als eine halbe Stunde Zeit hat bis zur Abfahrt des nächsten Zuges. Sein Gesicht ist eine unförmige, altmohische Reisefarbe mit den Symbolen von Glaube, Liebe und Hoffnung in verblassener Seidenfärberei. Er trägt einen schwarzen Hut, schwarze Handschuhe, und unter dem langen schwarzen Lederzieher einen langen schwarzen Rock. Es liegt etwas Gedrücktes, Baghaftes, Wehmüthiges in dieser monotonen Kleidung, in der ungeliebten Haltung der Gestalt, ja selbst in dem Lächeln des mageren, blaffen Gesichtes, obwohl es doch ein Lächeln der Zuversicht und der Freude sein muß; denn während er mit seiner gestirnten Reisetasche über den Perron auf und nieder schreitet, wiederholt er einmal über das andere mal zu sich selbst: „Der Frühling kommt mit Bräuten!“

Der Schaffner weist ihn endlich mit all' der Unhöflichkeit, zu welcher kein unschönebares Aussehen den menschlichen Geistes heraufbesordert, in einen Coupé der dritten Classe. Es ist, als ob der Mann einen besonderen Groll gegen diese Coupé habe, denn da pirscht er alles zusammen, was ihm an unheimlichen Passagieren unter die Finger kommt; ein paar Landleute mit qualmenden Tabakspfeifen, eine Mutter mit drei kleinen Kindern und einen ungeheuren altschmählichen Fleischloaf, welcher Miße hat, sich durch die Thür zu zwängen und Büsten der Locomotive zum Verwecheln gleich. Die magere schwarze Gestalt in der Ges über zieht sich noch enger in sich zusammen, um nur seinen von diesen unangenehmen Mitreisenden zu befreien und das Lächeln schwindet nicht von ihrem beschiedenen, unheimlichen Gesicht, wie hartnäckig auch das kleine Kind ihm gegenüber bei seinem nur höflichen Geheiß beharrt, und wie unheimlich ihr sein Nachbar mit diesen Worten beifenden Kluges zu erschrecken sollte.

Der junge Mann mit dem Theologen-gehalt hält seine gestirnte Reisetasche auf den Knien wie eine Mutter ihr Kind halten würde. Als alle Mitreisenden schlafen, öffnet er sie, vorichtig schiebt er eine dicke Brieftasche auf die Seite, und ein kleines, mageres Briefpäckchen, von einem blauweißnen Bande sorglich umwunden, kommt darunter zum Vorschein. Das ist es, was er sucht, und nun verschwindet sogar für eine kleine Weile das Wehmüthige und Gedrückte aus seinem Wesen, wie er den letzten dieser Briefe entfaltet und ihn leuchtenden Auges von Anfang bis zu Ende liest, obwohl er sicherlich schon seit mehr als fünf Jahren jedes seiner Worte auswendig weiß.

Eine gleichmäßige, ruhige Frauenhand ist es, die den Brief geschrieben hat; zierliche Buchstaben ohne überflüssige Ornate und Schmuckel, man sieht es ihnen fast an, daß sie nichts anderes sein können, als der Ausdruck wohl erwogener und recht geordneter Gedanken.

„Wie es der Himmel auch über uns beschließen, mein Freund“, heißt es in den letzten Zeilen, ich will in Geduld und Treue des Tages harren, da Du mich als Dein Weib unter ein eigenes Dach, an einen eigenen Herd zu führen — er sagt. Wie nahe oder wie fern uns dieser Zeitpunkt ist, wir wissen es nicht, und ich meine, wir legen es getroßt in Gottes Hand. Als die Tochter eines Geistlichen weiß ich, daß Du nach besseren und unversäglicheren Dingen zu streben hast, als nach Geldverdien und nach rafter Verforgung. Und eben weil ich Dich liebe, hege ich die feste Zuversicht, daß Du um meinetwillen nicht eine Stunde lang der hohen Aufgabe antreu werdest, welche Dir hier auf Erden in Deinem schönen Beruf geworden ist. Ich gelobe Dir feierlich, daß ich nicht murren und nicht ungeduldig sein werde, wenn auch unter Bräutlingen viele, viele Jahre währet. Wir wissen ja, daß wir einander beifenden, auch wenn viele Länder zwischen uns liegen, und wenn dann der gelegene Tag unserer Vereinigung endlich erschienen ist, dann wird unsere Glückseligkeit nicht geringer sein, weil wir eine lange Zeit getreuen Harrens hinter uns wissen.“

Seine Glückseligkeit ist darum möglichlich nicht geringer, weil beinahe sechs Jahre vergangen sind seit dem Tage, an welchem er diesen Brief erhalten, ungeduldig lange hatte er auf seine Berufung zum Hilfsprediger warten müssen, und diese Berufung selbst würde ihn keinem großen, unständig erwarteten Lebenszele taum unständig näher gebracht haben, wenn nicht zugleich eine Erbschaft gemacht hätte; eine kleine bescheidene Erbschaft war, aber doch eben hinreichend zur ersten Einrichtung eines anspruchslosen Haushaltes. Die geliebte Brieftasche birgt seinen ganzen Reichtum, denn er hat sich die Freude nicht verlagert wollen, ihn in seiner ganzen Fülle vor Liebheiß staunenden Augen auszubreiten und sich an dem Ausdruck freudiger Ueberlassung auf ihrem geliebten Antlitz zu weiden. O, wie getreu es in seiner Erinnerung lebt, dies sanfte, ruhige, immer gut und freundlich dreinschauende Mädchenbild! Wenn er ein Vater wäre, könnte er aus dem Gedächtniß jeden Zug und jedes lächeln auf dem Papier wiedergeben. Und er ist bei alledem verständig genug, sich zu sagen, daß die Jahre des Harrens nicht

Ipullos über das liebliche Antlitz dahingegangen sein werden, daß es vielleicht gar wohl und häßlich geworden ist. Er lächelt noch fröhlicher als vorher, wärend er bei dieser Vorstellung verweilt. Seine stielte, harte, gebulbige Liebe möchte wohl noch härtere Proben bestehen als diese. Er weiß, daß sich hinter dem steuren Antlitz eine Schönheit birgt, die nicht weilt und nicht altert, eine unerschöpfliche Quelle des Glückes für den Mann, dem es vergönnt sein wird, sich an ihr zu erfreuen.

Und in solchen Gedanken gehen ihm die langen Stunden der Nacht pfeilschnel vorüber. Weit gegen Osten hin führt ihn der Zug, in die entlegenen, unwirthlichen Provinzen des großen Reiches. In der Frühe kann er das Ziel erreicht haben, und von dem er sich so gerne von den hügeligen seiner Sehnsucht tragen ließe. Und nun, da plötzlich das trübende brennende Lämpchen an der Decke des Waggon erlischt, nun sieht er, daß sich vor ihm am fernem Ende des Horizonts bereits ein lichter, blaßgrülicher Streifen dahinjagt.

Der Regen hat aufgehört und der Wind pfeift nicht mehr in den Telegraphenbäumen. Phantastisch gestaltet sich ihm der Morgen aus dem Himmel dahin und zwischen herauf schimmert hier und da ein erbländenes Sternlein. Der junge Hilfsprediger faltet die Hände über dem gelückten Kottelack mit dem zweifachen Schab, um in stillem Andacht den heraufziehenden Diertag zu begrüßen. Und siehe, was gestern noch unmöglich schien, jetzt ist es denn doch Wirklichkeit geworden. Langsam und majestätisch steigt das ferne Tagesgeräusch empor. Die zerflossenen Wolken verschwinden, und der herrliche Frühlingmorgen bricht über die weite Landschaft herein.

Es ist ein wunderlich Bild, das der lachende Morgensohnemann vorget. Der Hilfsprediger aus sich die Augen richten, um an die volle Wirklichkeit denken zu können, was er erblickt. Das ist nicht die flache Karbidgrub mit ihren entleerten Keldern und Weisen, die so genau kennt aus den Tagen seiner Jugend; es ist ein gewaltiges, unabhängiges Meer, und der schauende Zug fährt auf dem Eisenbahnmann dahin wie auf einem langgestreckten Insekt. Die weite Bewegung der Wind den Spiegel der gewaltigen Wasserfläche, und der breite goldene Streifen, den die Königin des Tages auf den schwanfenden Grund gemalt, blüht und blüht in schier blendender Pracht.

Was sich zu retten vermochte vor der jäh hereinbrechenden Ueberfluthungsmuth, das ist in die Städte und in die höher gelegenen Ortlichkeiten geflüchtet. Die Ruhe des Grabes ist in dem unglücklichen Gesilde zerbrochen, jene starrte Ruhe, die nichts Säugendes und Erschütterndes hat. Und ein Grab, ein einziges, ungeheures Riesengrab ist es ja in der That; denn es hat das Glück, den Wohlstand, die ganze irdische Habe von Tausenden verschlungen, und wenn der goldblöche Frühling nun seinen Siegeszug beginnt über die nordische Erde, wird seine grüne Saat mehr ausgehen unter seinen Criten.

Das Lächeln auf dem mageren blaffen Gesicht, das so beharrlich stand hielt vor allem Ungemach und allen Unbesquemlichkeiten der weiten Reise, jetzt ist es verschunden, und um ein gut Theil der seligen Dierstimmung, wie sie für die prächtig aufgehende Sonne gewest, ist es gelassen. Er ist ja selber eines armen Bauern Sohn und er hat in seinen Kaabensjahren an seinem eigenen Leide das Elend erfahren, das eine solche Ueberfluthung über jene Mädeligen und Geliebten bringt, die ohnedies nur von der Hand in den Mund leben und deren ganze Habe die Erdhülle ist, auf der sie liegen.

Er weiß, daß in viele tausend Herzen heute wieder der goldene Frühlingsohnemann, noch der erbebende Klang der Dierglöden Trost und Erquickung gießen wird, daß viele tausend verweselte Geschickter sich heute zum Himmel erheben werden mit der stummen, vorwurfsvollen Frage: Warum? Ernst und still verliert der Hilfsprediger an seiner Station den Zug. Das Dorf, in welchem Viehheiß Vater antret, liegt noch zwei gute Wegstunden weiter landeinwärts, und er erwägt auf seine Frage, daß die Straße dahin für einen Fußgänger ganz gut passierbar sei.

Auf der Eisenbahnstation aber, die er unachtig passieren muß, tritt ihm das Ueberfluthungselend in hundertsätziger, herzerweichender Gestalt entgegen. Dabbach, hungernd, frierend, krank liegen die unglücklichen Flüchtlinge auf den Straßen und in den Thörwegen der niedrigen Häuser, deren Bewohner schon jedes Bett und jedes Kammerchen besetzt haben für die Unglücklichen von ihnen. Und auf all den namenlosen Jammer lächelt die unarmbrergige Osterfonne vom wolkenlosen Himmel herab, lind und würzig wie ein Herold des Lenzes weht der sanfte Morgenwind über die Häupter der Verzweifelten dahin. Gestenkt Hauptes und mit der Miene eines armen Sünders schreit der Hilfsprediger zwischen ihnen hindurch. Die leichte Reisetasche in seiner Rechten ward ihm centernehmer, und er weiß, daß es die geliebte Brieftasche mit den Keifenscheinen ist, welche die Schuld daran trägt. Zwei Männer geben im Geiprade an ihm vorüber. Er kennt das bekümmerte Gesicht des Einen — es ist der Bürgermeister des kleinen Ortes — und in Weiterhören hört er ihn sagen:

„Wenn wir nur heute ein paar hundert Thaler hätten, um wenigstens der dringenden Noth zu steuern! Sie würden unendlich viel werthvoller sein, als die Tausende, die wir vielleicht nach einiger Wochen zur Verfügung haben.“

Der Hilfspredigers Haupt sinkt noch tiefer hinh und er drückt die geliebte Reisetasche an sich, als möchte er sie der Kamerksamerkeit der Vorübergehenden entreißen. Dann gelangt er auf die Landstraße hinaus und legt seinen langen, müdeligen Weg durch das aufgeweichte, schlammige, hier und da noch von Wasser überflutete Erdreich bis zu Elisabeths Dorfe zurück.

Noch ehe er den Thurm des Kirckheins erblickt kann, tänen ihm bereits die Glöden entgegen, welche die Gemeinde zum Gottesdienste rufen, und das ist in

mitten des stillen, weiten, sonnenbeschienenen Gefildes ein gar feierlicher Klang. Er weiß, daß er jetzt wieder den Vater noch seine Tochter in ihrer alten unruhigberühlig in das kleine, alte, unheimliche Gotteshaus. In dem wohlbeleuchteten halbdunkeln Winkel neben der Thür bleibt er stehen. Von da aus kann er das Innere des Kirckheins übersehen, ohne doch selber bemerkt zu werden und halblaut nur flüstert er ein in den Chor: „Gedacht der alten frommen Weise.“

Schwing' Deine Seigefähnen Auch über unser Herz, Und zeige uns die Bahnen Vom Brode himmelwärts!

Er hat seine Liebheiß längst erblickt. Sie sitzt ganz nahe an der Kanzel, auf die schon der Vater gestiegen ist, und der helle Sonnenchein schimmert auf ihrem glatt getheilten goldigen Haar. Sie ist nicht weilt und häßlich geworden in den langen Jahren des Harrens, sondern sie ist aufgeblüht, wie ein junges Mädchen, und der Hilfsprediger fährt seine Seele überfluthen von heißer, zärtlicher Liebe — der frommen Stätte ungeachtet, denn am Ende fordert doch auch seine Jugend ihre Rechte! Aber er zwingt sich endlich, sein Auge von dem geliebten Mädchen hinweg auf das graue, zerfahrene Haupt des Geistlichen zu wenden und voll aufmerksamer Andacht lauscht er seinen Worten.

„Gut Ruhm ist nicht kein!“ beginnt in St. Pauli erstem Corintherbriefe die Epistel des heutigen Sonntags, und dem Hilfsprediger fährt es durch das Herz, als sei das Wort gerade an ihn und nur an ihn allein gerichtet. Er denkt an die herzerweichenden Bilder des Elends, die er vor wenig Stunden an der Eisenbahnstation gesehen, und an die fünfzehnhundert Mark, die er unter den gestirnten Symbolen von Glaube, Liebe und Hoffnung in der geliebten Brieftasche hat. „Gut Ruhm ist nicht kein!“ hallte es ihm in der Seele nach, als hätte er sich eines Verbrechen, eines Diebstahls schuldig gemacht, und dann klingt es weiter wie mit Glöden:

„Dum laisset uns Dieren halten, nicht im alten Sauertrieb, auch nicht im Sauertrieb der Bosheit und Schalkheit, sondern im Sättigkeit der Lauterkeit und Wahrheit.“

Und er hört sonst nichts von der Osterpredigt des alten Pastors; viel lauter und eindringlicher predigt ja eine Stimme in seiner eigenen Brust. Lange noch hängen jene Worte an Elisabeths goldschimmerndem Haar, an ihren lindlich schimmernden Augen. Die Dierstimmung, welche ihre Strahlen so verschönernd durch die spiegelglatten Fenster wirft, verläßt die liebliche Gestalt wie ein Heiligengild und wie ein Heiligengild betrachtet sie auch der bagere junge Mann in dem finsternen Winkel neben der Thür.

Als die Gemeinde nach beendeter Predigt aufstimmte: „Nun hast Du überwunden Des Bösen Macht und Spott.“

da ist die dunkle Gestalt mit der gestirnten Reisetasche verschwunden, und Liebheiß nie erfahren, wie nahe ihr der Freund, dessen sie so geduldig harret, an diesem bedeutsamen Tage gewesen.

Am nächsten Vormittag oder steht er selber in der Hauptstadt auf der Kanzel und die Epistel St. Pauli an die Korinther mit den Eingangsworten: „Gut Ruhm ist nicht kein!“ liegt seiner Predigt zu Grunde. Mit warmer Eindringlichkeit schildet er seinen Hören das vorbildliche Wirken des auferstandenen Heilands im Geiste edler, werthwürdiger, selbstübergebender Menschenliebe, und als er mit den mahnenden, innig beifenden Worten schließt: „Gehet hin und thuet desgleichen!“ — da fällt durch die bunten Glasfenster des Chors ein Bündel von Sonnenstrahlen nach der Kanzel hinüber und für die Dauer einiger Sekunden ist das hagre Gesicht wunderbar verklärt wie das Antlitz eines Apollons am Tage der Völingeln.

Und die Schredensfunde von den verzweifelten Ueberfluthungsmuthen mit ihrem namenlosen Antheil hallt weiterhin durch das ganze Land. Müdelbäuge Hände öffnen sich und von allen Seiten strömen die Gaben der Barmherzigkeit herbei. Auch der Bürgermeister des kleinen Städtchens, in welchem am Diermorgen der junge Geistliche den Zug verließ, kann im Kreisblatt eine Namensliste von Wohlthätern veröffentlichen und an der Spitze dieser Nennungen ist zu lesen:

Hilfssechshundert Mark durch Vermittlung des Herrn Hilfspredigers Johann H. im Auftrage des Oberrats, der nicht gekannt sein wilf.

Frau Wirthin. Da es nun so im Leben ist, Daß man sich trennen muß, So gab der Wirthin Tochterlein Ich einen süßen Kuß.

Und als ich griff zum Wanderstab, Da's mußte geschieden sein, Da bracht mich das liebe Kind Die Rechnung aus herein.

Doch als auf dieses Blatt ich sah, Wie ward mir das zu lezt! Sie hatte auf die Rechnung mit Den süßen Kuß gezeipt.

— Auch ein Enthusiasmus. Engländer: Italien! Sehr schönes Land, sehr schön! — Deutscher: Nicht wahr, viele Kunstschätze in Rom, viele Landhäuser in Neapel. — Engländer: Woher in Rom noch Neapel, nur in Venezia. — Deutscher: So? Was sag ich denn dort an? Engländer: Kann man dort in Hotel bleiben und vom Fenster aus in der Wallfahrt angeln.

— Beim Photographen. — Mutter: Ich möcht mich Kinde photographire lassen, was rathe Sie mir für ein Kleid? — Photograph: Kinder lehn immer am hübschsten im Abendroth an. — Mutter (verschämt): Das geht doch wohl nicht an. — Photograph: Warum denn nicht? — Mutter: Wei Kinde ich ja 17 Jahr alt!

Wer war er?

Von W. von Zauners.

„Wer war er?“ Diese Frage schwebte auf aller Lippen; alle Wäiter hatten von dem erschütternden Unglücksfall berichtet und waren in allen Varianten die Frage geknüpft: Wer war er? Die Scene spielte draußen am Domplatze. Einige Knaben vergnügten sich auf einer beim alten beifendigten Platte, einer davon fiel in's Wasser und kam unter herzerweichendem Geheiß mit dem Tode. Ein zufällig vorbeikommender Spaziergänger, ein elegant gekleideter junger Mann, sprang in's Wasser und half dem Kind heraus, geriet dabei unter das Fahrzeug und — ertrank. Als Leiche zog man ihn unter dem Schiffe herauf, das arme, zerlumpte Kind war wohlbehalten. Das Vorkesulle des Meeres mochte in der Gefahr gefallen sein, man konnte seine Identität nicht feststellen. Der Vorkall erregte allgemeines Theilnahme. Wer war er, dieses jugendliche Opfer heldenmüthiger Menschenliebe.

Viernunzwanzig Stunden später wußte man es; es war eine jener tragischen Katastrophen der Wirklichkeit, denen die poetisch verhörende Vision fehlt. Ein hoffnungsvolles, thätigen, glückseliges Leben war geopfert worden auf ein anderes, dunkles, armes, glückseliges und ausfüllendes. Der getretete Knabe war der Sohn eines armen, mit jahrelanger Nachkommenhaft gekennetzten Tageslöhners, war ein armenliches, thätiges, hoffnungsvolles Kind, dem ein früher Tod viele Leide die größte Wohlthat gewesen wäre. Und der todtete Mutter war ein junger Arzt, der kürzlich seine Studien beendet, der bereits glänzende Proben seiner Begabung abgelegt, der sich eben eine ehrenvolle Stellung erungen hatte; er war der Berogener, der Solz und das Glück einer alten Mutter, er hinterließ eine junge, schöne Braut und trostlose Eltern. Er war ein blühend schöner Mann von 28 Jahren, frohinnig, lebenslustig, seine eierne Gesundheit hatte allen Schredens der Spätzeit getrotzt. Ganz kürzlich erst hatte der junge Mann eine Choleraepidemie durchgemacht, sich durch Müth und Menschenliebe hervorgethan, und auch von dem Seuchenherde war er wohlbehalten zurückgekehrt.

Jetzt lag er auf der Bahre! Selten noch mochte ein Grab so viel Menschen glück, so viele schöne Hoffnungen auf einmal verschlingen, selten noch die Hippe des Todes auf einen jähren Stütz hin ein so reiches, glücklich und legernd entwickeltes Menschenleben getraut haben. Eine ganze, große Stadt trauerte mit den Hinterbliebenen an dieser Bahre — es war so schredlich, so todestrauend, daß der Fremde, der Gleichgültige, nicht ungerührt blieb. Es werden täglich so viele Menschen in der Hauptstadt, der hätte niemals eine ruhige Stunde; aber wo der Tod so plötzlich ihn furchtbare Mene-Zel! erscheinen läßt, mitten an dem argeften Augenblicke des Lebens, mitten aus dem frohen Freie herausholt, das noch eben den totemumkränkten Weher an die Lippen führen wollte — da schaudert man, da sieht man das dunkle Verhängnis, das über allen Lebenden waltet, man sieht, wie das ewige Dammeschscherer über unfernen Häuptern eben nur an einem haben hängt.

Die Wäiter brachten spaltenlange sympathische Berichte, alle Welt sprach vor dem Unglück, besagte die Pracht, besagte die Braut. War er doch noch gestern gesund, heiter, lebensfröhlich unter seinen Kollegen erschienen — und heute todt? Es war ja unfassbar! — In der Klinik, an welcher er als Assistent fungierte, begann der berühmte Professor seinen Vortrag mit schmerzweiger Stimme; er sprach von dem Tode, rühmte seine Thätigkeit, seine Begabung — die Stimme brach dem alten Manne, er wiederholte sich, konnte gar nicht zu dem eigentlichen Gegenstande der Vorlesung kommen. Die Studenten hörten mit düsternen Miene stumm zu, ein unbestimmter Schauer ging durch die jungen, lebensfröhlichen Seelen; man blidte schen nach dem Plage hinüber, wo der junge Assistent, art immer gefanden — er war leer.

Auch in dem gewöhnlichen Kaffeekas sprach man von ihm, die übliche Willardpartie unterließ, Niemand lachte; bisweilen hörte man da und dort einen Seufzer. Der Plaz des Todes blieb leer — wer hätte sich dort zu setzen möge? Sogar die Kellerer lungerten mit bedrückter Miene herum. Der Spätmacher war sehr betäubt, man hatte ihn nie vorher bekümmert gesehen, aber Niemand nahm diese Erquickung geblühend zur Kenntnis. Der Schachmaider verlor eine Partie, er spielte zerstreut, denn er lag immerwährend das heitere, brünette Gesicht des jungen Arztes drüben beim Fenster.

Am nächsten Morgen widmete man dem Tode ebenfals einen warmen Nachtrag; die Tagesordnung wurde nur leicht, wurde ad hoc erledigt — der Mann gehörte dem Tode. Zuletzt sprach man von dem Tode durch Getränke, man combinirte, unter welchen Umständen der Verunglückte zu retten gewesen wäre, und so ging es fort in engeren und weiteren Kreisen. Wer jemals mit dem Verunglückten zusammengetroffen war, entziffen sich jetzt der Begegnung, ergäbte sich, schmückte sie aus. Man erinnerte sich aller seiner Scherze, seiner Ausprüche, besonders jener, die sich mit der Zukunft beifendigten. Ich sah ihn auch vorrige Woche im Stadtwaldhagen, er schien so heiter — o, ich sah ihn vorgefieren, er erzählte mir eine Anekdote aus dem „Ziegenwäldchen“.

Un glaublich, wie allgemüthig der Tode war, wie er die Gemüther beherrschte! Man war des Lobes voll, Niemand wußte etwas Nachtheiliges; ein ruhendes Auge wußte man von seiner Hoffnungsgelbigkeit; die Märtyrerglorie, die das junge Haupt des Tode umgab, leuchtete durch Stadt und Land; Tausende und Tausende, welche die Gesichte in der Zeitung gesehen hatten, trauerten mit der unglücklichen Mutter, mit der unglücklichen Braut.

Und der Held des Tages lag stumm und starr auf der Todtenbahre, in seinem Stubenstübchen bei der Mutter, welche er erst verlassen sollte, um sich einen eigenen Herd zu gründen. Das junge Geschick war nicht entstellt, nur die Augen standen offen, und die verglühten, gebrochenen Augen schienen in das ewige Nichts zu harren. Das kleine Gemach war mit Blumen angefüllt, Freunde, Kollegen, ja ganz Fremde hatten Blumen gesendet. Noch gestern war er, der dort so stumm und unbeweglich lag, fröhlich und sorglos hier aus- und eingegangen; das Auge der Mutter hing zärtlich an seiner hohen jugendlichen Gestalt, die jungen Geschwister überzerten mit ihm, neckten ihn. Heute erfüllt herzerweichender, jeder Beschreibung spottender Jammer das Haus.

Die Mutter sitzt, einer Herrfingigen gleich, an der Leiche des Sohnes. Sie wendet kein Auge von seinem bleichen Gesichte, sie drückt ihn ans Herz, sie wärmt seine kalten Hände. Die jungen Geschwister weinen die Augen blüht, die Braut, ein blühend schönes, üppiges junges Weib liegt im Delirium, in Ohnmacht; man muß sie bewachen, man fürchtet für ihr Leben, ihren Verstand. Noch geflehen lag sie an seiner Brust, umjüngt sie sein starker Arm, durchdrillte sie sein Kuß mit jüher heißer Seligkeit. Sie wußt es nicht überleben, sie lautet nur noch ein Weib, was sie thun wird — nichts wird sie von ihm trennen, dem sie angehört mit Leib und Seele!

Nicht nur sie, auch die Mutter will es nicht überleben, daß man ihr liebste Kind, ihren Solz, ihr Glück fortträgt. Sie weide, Mutter und Braut, leben nur noch, so lange er über der Erde ist, so lange sie noch sein Antlitz sehen. Dann kommt die Nacht — strenge, lurchbare, ewige Nacht! — Das Leidenbegängniß gestallte sich zu einer Trauertragödie der ganzen Stadt. Alle Straßen, durch welche sich noch Menschen, die still, bekümmerten Widde dem jungen Helden das letzte Geleit gaben, ihn, der im Kampfe für die Menschlichkeit gefallen. Ein großer Wagen voll herrlicher Kränze folgte dem Leichenwagen — von wie viel Liebe, wie viel Theilnahme, wie viel Achtung und Bewunderung waren diese Kränze die sichtbaren Zeichen! Aus dem Alltagsgeräusche der Großstadt erhob sich das Bild des Tode in in himmlischer Berückung. Am Grabe sprach ein Prediger, dann ein berühmter Redner. Schlußreden und Weinen erfüllte das weite Todtenfeld, die härtelren Männer hatten feuchte Augen. Der Sarg verfant in der dunklen Tiefe, man legte die Kränze darauf, dann schloß das Grab über die reine Leute, während das Glöden der Grabkapelle noch immer in die Frühlingstiefe hinauswimmerte. Allmählich vertief die Menge, nur die Verwandten waren noch da. Die Mutter setzte — sie hatte das Bewußtsein verloren, als man den Sarg schloß. Endlich ging auch die letzte Leidtragende. Die Dämmung begann zu sinken, das Todtenfeld war menschenleer. Nur ein junges Weib, das unbemerkt hingekommen war, hockte noch auf dem leicht zugeworfenen frischen Grabhügel. Die Todtengräber entdedten sie und brachten sie halb in Güte, halb mit Gewalt in seinen Wagen. Dann sank die Nacht hernieder — der Tode stillt allein in seinem frühen Grabe — ganz allein.

Am folgenden Morgen brachten die Zeitungen nochmals spaltenlange Berichte über das Leichenbegängniß, und man schwiegen sie — der Gegenstand war erschöpft. In der Klinik, wo der Verforbene fungirt hatte, erschien ein anderer Assistent, der sich bald großer Beliebtheit erfreute, und im ärztlichen Berlein wurde auch ein neuer Vorkammar gewähl. In dem Stammkassenehau wurde die Willardpartie durch einen anderen completirt und der Spätmacher machte wieder neue und alte Witze. Ein paar Tage sprach man zwar noch von dem Verstorbenen, dann aber schwiegen Alle.

Die Mutter, die Braut wurden sorgsam und liebend von ihren Angehörigen bewacht; hier blieb der Tode noch lebendig. Condolenzbesuche und Condolenzbriefe, endlose Bespräche und Erzahlungen über den Todesfall erhielten das Ansehen wach. Der Schreißbild wurde unberührt erhalten, sowie ihn der Tode noch an dem Unglücksstage bewahrt hätte. Anthen an ihn wurden vertheilt. Mit solcher Achtung, mit welcher man die Beifit, die Feder, mit denen er geschrieben hatte, einen angefangenen Brief, Notizen, Papierstückel — es sprach alles von ihm, von seinen reichen, plötzlich abgebrochnen Leben. Das Bild des heuren Tode wurde täglich mit frischen Blumen bekranzt. Die Mutter, die Braut fanden endlich eine Art von Trost in dem Cultus des Grabes. Ein herrliches Denkmal wurde errichtet, modellirt von einem jugendlichen Freunde des Verstorbenen, einem jungen Künstler. Die Inschrift verkündete dem Ueberlebenden und den Kameraden der Hinterbliebenen. Jeder Fremde, der vorbeikam, sollte wissen, was dieses Grab verhängen hatte. Täglich besuchte die Trauernden diese schmerzliche theuere Erdhülle, brachten Blumen, weinten und sprachen zu dem Gestirbenen, als vermochte er sie jetzt noch zu hören.

Rein Jahre später. „Wer war er?“ fragte Jeder, der an dem Grabe vorbeikam; das ichne Denkmal mit der trauernden Genies der Menschlichkeit erregte die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Man las dann wohl die lange, pathetische Inschrift, Niemand vermochte sich jedoch mehr des Voralles zu erinnern, von dem hier die Rede war. Dennoch empfand Mancher eine süßliche Pöhrung; ein Anderer las kalt, als wäre es eine gleichgültige Zeitungsnotiz. Das Grab war sorgsam gepflegt, doch, wie es schien, nur von der Hand des Gärtners.

Und wirklich — das ganze Jahr hindurch kam Niemand zu dem Grabe; nur am Allerleiende erschienen Verwandte und Freunde, um Blumen zu bringen. Die Mutter des Dabingehiebes benen war seit einigen Jahren todt, die

junge Braut war nach langen schweren Körper- und Seelenleiden genesen und lebte in einem anderen Gemach. Nur war sie Mutter kleinerer Kinder, und sie dachte anders zu thun, als dem Antheil eines Tode zu opfern. Auch die Geschwister waren verheiratet und hatten Kinder.

An besondern Tagen, an Weinachts- oder Neujahrabenden, wenn irgend ein Unglück geschah, oder wenn man einmal Erinnerungen aufwachte, dann sprach man auch von dem „armen Franz“. Sein Schreißbild hier aus- und eingegangen; das Auge der Mutter hing zärtlich an ihm lagen die verdröhen Reliquien irgendwo vergraben; nach Jahren einmal, wenn man grübelnd aufwachte, kamen sie zum Vorschein und man sagte gerührt: Mein Gott, das ist ja von dem armen Franz!

Funzig Jahre später. „Wer war er?“ fragte der junge Mann zu sich selbst. — Er, der sich diese Frage stellte, war ein lüchiger Studiolus, der singend und pfeifend des Weges gekommen war. Es mochte ihm niemals eingefallen, jetzt einen Friedhof zu betreten; was aber sein Interesse reizte, war das vermalte Thor des offenbar aufgelassenen Friedhofes. Die schwarzen Bretter davor nur trugen ein großes, weißes Kreuz. „Donnerwetter, da darf man nicht hinein!“ und der junge Mann jetzt über die Mauer, die an der einen Seite niedrig ist. Da drinnen ist eine grüne Widwidig ohne Weg und Steg — hohes Gras, aus dem der gelbe Löwenzahn leuchtet — einige Zypressenweiden, ein paar prächtige Cypressen — kaum eine Spur mehr von einem Dngel. Halbgeungene Kreuze tagen aus dem Grabe, wie und da ein schief stehendes, halbverwittertes Grabmonument.

Der junge Gast schenudert eine Weile unheimlich, singt und pfeift noch immer, doch unwillkürlich leiser. Da stellt ein schönes Denkmal an der Mauer seine Kamerksamerkeit — irgend ein trauernder Genies, aber eine wirldig ruhende Gestalt; das Gebilde ist etwas verwittert, doch noch immer schön. „Wer war er, der hier ruht?“ — Ds Juchst ist vermalen, mit Moos überzogen, nur das eine Wort „trostlos!“ dort in der Ecke ist noch zu entziffern; der Hügel ist ganzlich eingesenken mit Löwenzahn, Wegwärt und anderen Unkrautarten vermalen.

Der Jüngling lacht. „Die alte Geschichte! Wer sind sie, die „Trostlos“, und wer war er?“ — Ein Schauer überläuft ihn plözlich, er sucht das tiefe Dunkel der Reiten zu durchdringen — wer kann der Tode wohl gewesen sein? — Dann schüttelte er's ab. Gleichviel, mer es war, wie sein Name lautete — er hat den blauen Himmel gesehen, wie ich, freute sich ab der Frühlingssonne, sah den Löwenzahn blühen und zu weißen Rosenblenden verblühen. Er lachte oft und weinte manchmal, ein gutes Glas Wein schmeckte ihm. Er fragte sich, wenn die Stichel ihn drückten — er fähte monnig kein Stöhnen und mochte irgend Einen in den Tod nicht leiden. Er hatte ein liebes Mitterden und einen Freund, dem er gerne die Hand drückte. Er badete im Stillen, was Großes zu werden, und eines Tages — stark er. Man wird auch einmal so baliegen.

Er wendet sich ab, sucht eine Stelle an der Mauer, wo die Nacht so hoch ist, um hinüberzuspriingen; dann geht er seine Straße fort. Aber er singt und pfeift nicht mehr.

Monolog eines Schauspielers.

Vorgen ist das Urgeheiß der Natur, der Fluß borgt von den Wägen und das Meer borgt von den Flüssen. Die Wolken borgen von der Luft und die Erde borgt von den Wolken. Der Mond borgt Licht von der Sonne und die Nacht borgt ihr Licht von dem Monde. Der erste Weib von der Seite des ersten Mannes begot.

So bracht die ganze Welt auf gegenseitigen Credit. Warum sollte also der Mensch, das Ebenbild Gottes, nicht den Credit in Anspruch nehmen? Wenn der gemaltige Ocean sich nicht iucht, um schwächlichen Flüssen zu borgen, warum sollte ein magerer Schauspieler nicht von einem Dicken borgen?

Und wenn der lichtarme Mond niemals das erborgte Licht der Sonne zurückgibt, weil er eben kein eigenes Licht besitzt, warum sollte ein armer Schauspieler seinem Gläubiger das Geld zurückzahlen? Das wäre gegen alle Naturgesetze, das wäre unnatürlich, widerfönnig, gottlos! Was thut aber der Strom, wenn er zu viel von Wägen und Flüssen geborgt hat? — Er reißt aus! Heilige Natur, Du gibst mir einen Wink! — NB.: Dieser Monolog stand eines Tages in dem Tagelatte des Städtchens N. An demselben Tage wußte der Theaterdiener deselben Städtchens tothe Bettel austragen, welche die Mittheilung enthielten, daß die heute angeforderte Vorstellung ausfallen mügte, weil der Schauspieler A. bei Nacht und Nebel ausgepuffen ist.

— Die Bank-Höflichkeit. — Erster Gast: Ja darüber wird die Gesellschaft längst einig, daß es auf dem Monde Reiden gibt, die essen, trinken und schlafen, wie wir hier auf der Erde! — Was? Sie schütteln den Kopf? Sie glauben an Ende gar nicht, daß es Mondmenschen gibt? — Zweiter Gast: An Mondmenschen glaube ich allerdings nicht, daß es aber Mondfäber gibt, davon bin ich überzeugt! — Natürliche Folge. Nichter: Sie haben Ihre junge, Jüner nicht seit gestern angefaure Frau gepuffert. Warum? — Angefänger: Ja, wissen Sie, Herr Nichter, wie ich gleich hab', daß bei meiner Frau alles falsch ist, die Zähne, die Haar' und so fort, nachher bin ich halt auch falsch worden und hab' sie ordentlich durchgemacht! — Im Gram an. Lehrer (vom Wefer der Bräde reiner): Was denkst Du Dir unter einer Bräde? — Schüler: „Unter einer Bräde denke ich mir Wasser.“